

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 42.

Donnerstag den 19. Februar 1903.

18. Jahrgang.

Aus aller Welt.

Ein Feld von 1870 ist mit dem in vergangener Woche in Berlin verstorbenen Obersten a. D. Dasse zur großen Armee abgegangen. Er war im Kriege Chef der 3. reitenden Batterie des Westfälischen Jägerbataillons Nr. 7 und hatte am 18. August zuerst westlich der Mancechlucht keinen Platz mehr zum Ausfahren gefunden. Um 3 Uhr Nachmittags glaubte General von Steinmetz den Feind im Weichen begriffen und gab den Befehl, daß Kavallerie und Artillerie zur Verfolgung über die Mancechlucht vorgehen sollte. In Wirklichkeit lagen die Franzosen unter dem Schutz ihrer Schützengraben, des Augenblicks gewärtig, um etwa vordringende Deutsche mit überwältigendem Feuer zu empfangen. Und so kam es. Ein höllisches Feuer schlug den deutschen Reitern der Kavalleriedivision v. Hartmann, der Batterie Dasse und der 3. u. 4. desselben Regiments entgegen, als sie, den schmalen Chausseebahn bei St. Hubert überschreitend, jenseits Fuß zu fassen suchten. Von der Kavalleriedivision gelang es nur den 4. Mannen, sich drücken zu halten und von den Batterien vermögen sich nur die Batterie Dasse und 3 leichte zu halten. Bald waren zahlreiche Offiziere und Mannschaften verwundet und über 60 Pferde gefallen. Aber selbst der Befehl zurückzugehen, vermag die Braven nicht zum Zurückgehen zu bewegen, bis die letzte Granate verschossen ist. Erst als das Feuer des Gegners nach zwei Stunden mütter wird, gelingt es mit neuen Gespannen die zerstreuten Geschütze und Proben über den Grund zurückzubringen, wo sie mit Jubel begrüßt werden. Der Kommandeur der Artillerie, General Schwarz umarmt und küßt den Batteriechef vor der Front. Die Batterie hatte 8 Tote, 24 schwer und 6 leichtverwundete. Hauptmann Dasse und Sergeant Bipp erhielten das Eisene Kreuz erster Klasse, außerdem wurden der Batterie 30 Eisene Kreuze 2. Klasse verliehen. In der Geschichte des 18. August aber wird die Batterie Dasse nie vergessen werden.

Wenn man gerührt ist. Eine hübsche Anekdote erzählt der „Gaulois“ von dem französischen Gesandten Herrn Bihourd in Berlin. An dem Tage, an dem der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben dem Kaiser überreichen sollte, wurde er dem Hofceremoniell gemäß in den großen Empfangssaal geführt, in dem sich die Hofchargen versammelt hatten. Herr Bihourd trat ein und ihm gegenüber öffneten sich beiden Flügel der Türe, aus der der Kaiser ihm entgegenkam. Schon wollte der Kaiser an den Gesandten herantreten, als ein Würdenträger nach kurzem Geflüster und einiger Unruhe im Kreise der Anwesenden den Monarchen anhielt und ihm zuflüsterte: „Majestät können den französischen Gesandten nicht empfangen, er hat sein Beglaubigungsschreiben vergessen.“ Herr Bihourd hatte es wirklich auf der Gesandtschaft vergessen, so wie man einen Bleistift oder eine Bonbonniere vergißt. Der Kaiser zog sich in ein Nebenzimmer zurück und wartete dort eine gute Viertelstunde, bis ein besonderer Bote das vergessene Beglaubigungsschreiben für Bihourd brachte, der indessen Zeit hatte, über die Unannehmlichkeiten der Versenkungen nachzudenken.

Das Hundeschießen als Beruf. Aus London wird berichtet: Das Hundeschießen ist im Westen Londons eine regelmäßige Beschäftigung, und ein Sachverständiger behauptet, daß etwa 50 Leute mit diesem „Beruf“ ihren Lebensunterhalt verdienen. Einige interessante Enthüllungen über den Handel mit gestohlenen Hunden förderte eine Verhandlung zutage, bei der der Händler Henry Hanshaw Jewell und der Hundeschärer John Skinnerton eingestanden, daß er für die Wiedererlangung gestohlener Hunde Belohnungen genommen haben. Eine Anzahl elegant gekleideter Damen, deren Liebhaber gestohlen worden waren, wohnte der Verhandlung bei; infolge des Eingeständnisses der Schuldigen war sie jedoch unerwartet kurz. Inspektor Drew erklärte, daß Skinnerton seit langem systematisch den Handel betriebe, gestohlene Hunde zurückzubringen. Auf seinem Hundestrad fand man vier Hunde und 19 Hundehalsbänder mit Namen und Adressen. Er hatte Summen von 40 bis 200 M. für das Zurückbringen von Hunden erhalten. Skinnerton gab einen Hund nur gegen eine geschriebene Quittung zurück, die ihn vor der Verfolgung sicherte. In einigen Fällen, in denen Damen sich weigerten, das zu thun, weigerte er sich die Hunde zurückzugeben. Skinnerton hatte augenscheinlich im West End Agenten; denn sobald ein Hund gestohlen war, erhielt der Besitzer einen Brief von einem Unbekannten, der ihn beehrte, was für Schritte er zur Wiedererlangung des Hundes thun sollte. Skinnerton war Besitzer von 24 großen Häusern und ein sehr reicher Mann. Er gab sich als Thierarzt und Hundeschärer aus. Er wurde zu 18 Monaten Gefängnis und Jewell zu 12 Monaten verurteilt. Nur selten handelte der Hundedieb, ohne vorher einen genauen Plan zu haben. Er notiert einen Hund der täglich ins Freie geführt wird, und macht Bekanntschaft mit ihm hinter dem Rücken des Besitzers. Wenn dann eines Tages der Hund hinter seinem Herrn zurückbleibt, wird er ergriffen, in einen Sack geworfen und fortgeschleppt. Manchmal wird auch ein Lockhund verwendet; diese Methode schlägt nie fehl. Der Gifer der Leute, ihre Liebhaber wieder zu erlangen, hilft den Dieben. Wenn sie nicht ankommen, lassen sie sich von einem Hundefänger einen Rath ertheilen, der dann sagt: „Sie können Ihren Hund bekommen, wenn Sie sich an Brown, dort wohnhaft, wenden. Er ist „Hundedetektiv“. Brown, der alle beim Hundeschießen beteiligten Leute kennt, verspricht, für 100 oder 200 M. den Hund zurückzubringen, und selten gelingt es ihm nicht. Ein Detektiv sagte, daß ein in diesem Beruf beschäftigter Mann lange Zeit wöchentlich 1000 M. dabei verdient habe. Gewöhnlich bringen die Hundediebe es auf 60–200 M. wöchentlich.

Von berühmten Neuzigern in Rom und Paris liegen interessante Nachrichten vor. Ein Bericht des römischen Correspondenten des „Amerikan“ erzählt nach Mittheilungen des Arztes

Dr. Rapponi, vom Befinden und von der Lebensführung des Papstes, der am 2. März d. J. in das 94. Lebensjahr eintritt. Die Ohnmächten des Greises, von denen in den letzten Jahren die Rede war, werden da in Abrede gestellt. Sogar bei der vor Jahren erfolgten Operation durch Dr. Mazzoni wurde Papst Leo nicht ohnmächtig, obgleich kein Betäubungsmittel gebraucht wurde. „Seit vierzehn Jahren“, erklärte Rapponi dem Interviewer, „bin ich der Leibarzt des Papstes; in dieser Zeit hat er nur bisweilen an Ermüdung und unter dem Witterungswechsel in Rom gelitten. Für die Erhaltung seiner Gesundheit achte ich streng auf die Temperatur der Luft, die er athmet, damit sie möglichst gleichmäßig ist. Das ist nicht immer leicht, weil der Papst in verschiedenen Theilen des Vaticans und in St. Peter zu thun hat, und weil die Temperatur von St. Peter, die niemals schwankt, bei der man aber nichts thun kann, verschieden von der im Vatican ist. Ein tonisches Mittel gebraucht der Papst nie, und Medizin nur dann, wenn er erkrankt ist. Er ist nur wenig; denn ein Mann in seinem Alter braucht nicht viel Nahrung. Seine Kost besteht gewöhnlich aus Bohnenbrühe mit eingetauchtem Brod. Zwei kleine Gläser Portwein täglich genügen ihm. Sein Schlaf ist vorzüglich, und das ist eine der Ursachen für seine ständige Gesundheit. Nach seiner Tagesarbeit zieht er sich um 11 Uhr abends zurück und steht um 6½ oder 7 Uhr morgens auf. Er schläft nicht die ganze Zeit, aber immer vier bis fünf Stunden. Während der Nachstunden, die er wacht, ruht sein Geist nicht immer; oft dachtet er in dieser Zeit. Der Regelmäßigkeit seines Lebens schreibe ich seine Langlebigkeit zu, denn in seinen Gewohnheiten und Worten ist und war er immer harmonisch. Seine ihm durch Vererbung überkommene gute Körperkonstitution stärkte er in der Jugend durch Leibesübungen. Von Anfang November bis Mitte Juni geht er den Fuß nicht aus dem Vatican heraus; aber in den Sommermonaten verbringt er zwei- oder dreimal wöchentlich mehrere Stunden in den vatikanischen Gärten, und von Zeit zu Zeit gönnt er sich dort einen halben Feiertag. Ich glaube noch immer, daß der Papst leicht das Alter von 100 Jahren erreichen kann, wenn er wie in den letzten acht Jahren fortfährt; er wird in der That anscheinend gar nicht älter.“ Von einer anderen Verhättnisheit, die ihr Jahrhundert voll haben will, von dem französischen Dramatiker Regoué, der am 15. Februar in das 97. Lebensjahr eintrat, plaudert Giffard im „Martin“. Regoué ist nach diesem Bericht lebenskräftig und lebensfroh. Als eifriger Sportsman — seit 15 Jahren Radfahrer (!) — widmet er noch täglich eine Viertelstunde der Reithaltung. Seine 68jährige Tochter, Frau Desvallières, macht mit ihm Fußwandlungen, spielt mit ihm Billard und benützt den Landaufenthalt zu allerhand Kraftproben — sie schwimmt von einem Ufer der Seine zum anderen! Die ganz Familie schwärmt für den Sport, und Herr Regoué kann keine Urenkel, die 7 und 8 Jahre alt sind, wie ernste Männer mit dem Fleuret fechten sehen. „Ohne das Fechten lebte ich nicht mehr“, sagte der wunderbare Greis. „Meine besten Inspirationen kamen mir stets nach der Arbeit mit dem Fleuret oder dem Degen. Ich möchte im Fechtloos sterben, den Degen in der Hand.“ Wenn man ihn fragt, wie er sich seine Gesundheit so wunderbar erhalten habe, antwortet Regoué, der etwas taub ist, aber alles hört, was er nicht hört: „Ich bin immer glücklich und von den Meinigen geliebt und verhätschelt gewesen. Keine Sorgen, keine Langeweile, kein Herzleid, das ist eine der Hauptursachen der Gesundheit. Aber das genügt nicht, man muß den Körper in beständiger Elastizität erhalten, und zu diesem Zweck muß man fechten, marschieren, Billard spielen, kurz, das thun, was man am meisten Neigung hat.“ Klein, mager, mit lebhaften, glänzenden Augen hat Regoué niemals eine Brille getragen. Mit 96 Jahren liest er bei Tag und Nacht ein Buch, was er sich selbst wünsch. antwortet er: „Ich habe einen dreifachen Wunsch; ich möchte bis zu meinem Lebensende meinen Degen, meine Gabel und mein Rasiermesser fest in der Hand halten können.“

Die große Wassermauer. Von den Gesellschaften wird über die große Springfluth, die an 1000 (nach neueren Meldungen an 8000) Menschen das Leben kostete, weiter gemeldet: Der Himmel nahm eine eigenthümlich gelb-grüne Färbung an, was allgemeine Bestürzung hervorrief, die Luft wurde unerträglich schwül, dann kam der Sturm und nach dem Sturme eine vierzig Fuß hohe Wassermauer, die über die niedrigen Koralleninseln, alles niederreißend, verheerend und weglegend, dahinschlich. Nicht alle, denen es gelang, hohe Bäume zu erreichen, wurden gerettet, denn in vielen Fällen gaben die Wurzeln nach, und die Bäume fielen mit ihrer Last in die tosende Fluth. Man fürchtet, daß die ersten Schätzungen der Menschenverluste viel zu gering gewesen sind; manche Inseln wie Hoo und Mororan sind ganz entvölkert worden, weil sie, da sie nur 20 Fuß über den Meeresspiegel hervorragen, zeitweilig ganz von der Springfluth bedeckt gewesen sind. Den Bewohnern anderer Inseln, da sie als Perlsucher ganz außerordentlich tüchtige Schwimmer sind, gelang es zum Theil, sich zu retten; so waren die Ueberlebenden, die der Dampfer „Excelsior“ mitbrachte, drei Meilen weit an das Schiff herangeschwommen. Man glaubt, daß die Wassermauer mit

unterseeischen Erdschichten zusammenhängt. Eine ganz ähnliche Wassermauer zerstörte 1900 die Stadt Salvestan in Texas, wobei 4000 Menschen umkamen. Bei dem Unwetter, das 1896 Japan heimjuchte, vernichtete die Wassermauer über 30.000 Menschen. 1889 zerstörte eine andere Wassermauer zwei deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Apia auf Samoa. Die Gesellschaften sind französisch und 1650 Quadratmeilen groß. Die Zahl der Bewohner beträgt 18.000.

Eine Warnung vor internationalen Mädchenhändlern, dem Wägenfabrikanten Josef Schilman aus Moskau in Rußland, erläßt das Landrathsamt des Kreises Teltow. Schilman, der sich abwechselnd auch Moritz Klein, Gutermann, Brianow, Nitron oder Reunier nennt, ist mehrfach wegen Betruges und Sittlichkeitsverbrechens vorbestraft. Er verjucht junge Mädchen unter dem Vorgeben, sie zu beirathen oder ihnen eine günstige Stellung als Gouvernante in Rußland zu verschaffen, zu verschleppen.

Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Kunstsalon Banger.

Die Ausstellung Wiesbadener Künstler hat noch eine Bereicherung erfahren durch vier Landschaften Bölders, von welchen besonders „Morgensonne“ und „Eiseldorf“ wieder alle charakteristischen Eigenschaften in sich vereinigen, in denen Bölder uns bereits vertraut ist. Selbst wo er sich wiederholt, wie in den so oft und gern gewählten Motiven von der Nordsee kann man ihn immer wieder sehen, weil er dem Augenblick, der Stimmung doch immer wieder Neues abzulassen weiß. — Einige Porträts von Stodmayer sind sehr flott gearbeitet, ein wenig stizzenhaft, aber es ist was herausgeholt. — In den eleganten Holzschnitten von Clement und Braun ist zur Zeit eine große Serie französischer Meister, der sog. Schule von Barbizon ausgestellt. Besonders Corot ist so reichhaltig vertreten, daß man ihn eingehend studiren kann. Das feine Verzittern des Laubes in der Luft, die wunderbare Weichheit aller Contouren, welche für Corot kennzeichnend sind, findet man in der Reproduktion überraschend fein wiedergegeben. Die verschieden dagegen ist Daubigny, wie viel härter in den Lufttönen Garpignies! Corot treibt Zauberei mit Luft und Licht; auch seine Menschen stehen im Dämmerlicht des Elementarglaubens. Was sind das für wunderbare Wesen, diese Kinder, die im Freien tanzen! Sie könnten aus Blumen, aus Quellen entstiegen oder aus der Luft herabgepflogen sein. So zusammengehörig sind sie mit der sie umgebenden Natur. Aber auch wo Corot das Gebiet der Landschaft verläßt, hält er Licht und Luft gefangen, seine Gestalten damit zu umspinnen. Wahrhaft klassisch in Ruhe und Einfachheit wirkt seine „Magdalena“, getaucht in ein Gellidunkel von jenem süßlichen Reiz der Stimmung, das uns an Valasquez erinnert. Neben Corot ist noch besonders ein prächtiger Diap mit einer Wetterlandschaft zu beobachten. — Im Anschluß an diese Serienausstellungen von Reproduktionen alter und neuer Meister, wie sie Herr Banger nun schon einige Male veranstaltet hat und auch ferner zu veranstalten gedenkt, möchte ich hier eine Frage aufwerfen, die seinerzeit schon einmal Herr Kunsthistoriker Ollendorff in einem Vortrage (in einem Volksunterhaltungsabend) berührt hat. Wie wäre es, wenn Herr Banger an gewissen Tagen, etwa ein- oder zweimal jeden Monat, den Kunstsalon zu billigen Preisen Schülern und Kinderbewohnern öffnen wollte? Der Dank eines großen Theiles der Bevölkerung wäre ihm dafür gewiß. Speziell die Bekanntschaft älterer und alter Kunst dem Volke zu vermitteln ist eine Kultur Aufgabe, mit der sich wohl idealistische Kunstler redlich abthun, aber selten ein Geschäftsmann befaßt. Wie wäre es, wenn unser Wiesbadener Kunstsalon hierin eine ruhmvolle Ausnahme machen wollte? M. E.

APOTHEKER RICH. BRANDT'S
SCHWEIZER PILLEN
Bestandtheile:
Extrakte Sileps 15 gr.,
Morchungarbe Alcyon. Aloë je
1 gr., Bitterklee Gele 0,5 gr.
22 Jahre als Hausmittel bewährt.

CIGARETTEN

der größten deutschen Cigarettenfabrik
G. A. Jasmatzki A.-G., Dresden

liefern nur an Wiederverkäufer

zu Original-Fabrikpreisen

S. Wallach Wwe. Söhne,

Cigarren-Fabrikate, LINZ am Rhein.

Nassovia - Gesundheitsbinden

für Damen (Marko ges. geschützt). Anerkannt bestes Fabrikat!
Besitzen die höchste Aufsaugungsfähigkeit, sind beim Tragen von angenehmer Weichheit und als Schutz gegen Erkältung, sowie zur Schonung der Wäsche fast unentbehrlich.
Packett à 1 Dutzend Mk. 1.—,
à 1/2 60 Pf.
Befestigungsgürtel in allen Preislagen, 3870
Kirchgasse 6. **Chr. Tauber,** Telephon 717.
Artikel zur Krankenpflege.

Photographie J. Scharmann,

Tannusstraße 3 — Hotel Alleeaal,

empfiehlt sich zur Anfertigung von Kostümaufnahmen bei künstlichem Licht in tabelloser Ausfertigung.

Vorherige Anmeldung erwünscht.

An Ballabenden geöffnet bis 9 Uhr Abends. 7374

Telephon Nr. 2888.



Nr. 8.

Donnerstag, den 19. Februar 1903.

18. Jahrgang

Girons Heimkehr.

Nicht mit Blumen und mit Böllerschüssen
Hast du mich begrüßt, mein Vaterland?
Wußtest du nur nichts von den Genüssen
Die dein Söhnchen in der Fremde fand?
Ach, wie mühten deine Fahnen flattern,
Denn gerühmt von Basen und Gebattern,
Fehr' ich, ein Odysseus, dir zurück,
Doch die Irrfahrt war mein Glück.

Durch die Blätter beider Hemisphären
Ging mein Name wie Rosamenschall.
Mich verfolgten mancher Jungfrau Zähnen
Und der Neid der Männer überall.
Beigten nicht die Großen und die Kleinen
Auf den Giron mit den krummen Beinen?
Doch — wohin ich immer mich verstieg:
Jeder Schritt war mir ein Sieg! —

Bald an einem Königshof gerufen
Wegen meiner Kunst und Wissenschaft —
Hab' ich — beinah' von des Thrones Stufen —
Eine Fürstin mir hinweg gerafft.
Sie verließ des Gatten Herz, das warme,
Und sank willenlos in meine Arme,
Seht die Frau, zur Königin bestimmt,
Wie sie euern Giron nimmt! —

Ja, wer kann sich da noch mit mir messen?
Sieht es einen der sich rühmen kann:
„Eine künft'ge Königin besessen
Hab auch ich, ein auserwählter Mann!“
Denn sogar der erste dieses Landes
Hielt sich in den Grenzen seines Standes
Und darunter. Ach, mein Leopold
War nur einer Cleo hold.

Erst nach Genf und weiter nach Mentone
Führt ich sie, und abermals nach Genf.
Niemals war sie — so zu fagen — ohne,
Und zu allem gab ich meinen Senf.
Die Verirrung hab' ich eingeleitet,
Die Verwirrung hab' ich vorbereitet,
Ich, ein Dämon wilder Leidenschaft,
Groß in meiner Schönheit Kraft.

Und ich sah sie dulden, sah sie leiden
Durch der Menschen grimmigen Unverstand.

Da beschloß ich, still von ihr zu scheiden,
Packte meinen Koffer und — verschwand.
So entsagungsvoll, so edelsinnig,
So voll Bartsgefühl und Rücksicht bin ich!
Ob wohl so ein a n d' r e r großer Mann
Im Triumph entsagen kann?

Aber du, o Belgien, hast mich wieder
Und wirfst stolz auf deinen Sprößling sein!
Schon besingen mich der Dichter Nieder,
Saut der Künstler mich in Marmorstein.
Ach, ich sehe mich mit süßem Ahnen
Auf den Brettern bald und in Romanen,
Die Geschichte kündet meinen Ruhm
Und der ist — dein Eigentum.

Nun, jetzt werdet ihr bekennen müssen,
Daß ich viel, sehr viel für euch gethan.
Nun begrüßt mich mal mit Böllerschüssen,
Singt: „Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!“
Habt ich denn, du vielgeliebtes Brüssel,
Nur zu deinem Herzen nicht den Schlüssel?
Ich erscheine! Und — kein Extrablatt? ...
Wie klamiert sich doch die Stadt!

Wau-Wau.

Ein Hoch der Kameradschaft!

Militärhumoreske von W. von Trotha.

(Nachdruck verboten.)

Seit einer halben Stunde war Leutnant v. Norrmann mit seiner zehn Reiter starken Patrouille bei der Mühle Olgh an der Mosel eingetroffen.

Er sollte die hier befindliche Fähre in seinen Besitz nehmen und dann als weit vorgeschobener Kavallerieposten die Sicherung übernehmen, daß kein böser Feind unbemerkt innerhalb seines Gesichtsfeldes den Fluß überschreite.

Kurz nach seinem Eintreffen hatte er die Fähre gewissenhaft auf seine Seite des Flusses bringen lassen, und ein kriegsmühtiger Mann nahm darin mit seinem Karabiner Platz.

Ein Schuß störte die inzwischen friedlich im Schutze der Mühle lagernden Leute, einige Pferde rissen erschreckt an den Zügeln, die zwei Leute hielten, und Leutnant v. Norrmann lugte vorsichtig hinter einem Mauervorsatz

sprung heraus und gewährte zu seiner Freude eine herantretende feindliche Dragonerpatrouille.

Also schnell das Fernglas herausnehmen und den Rest seiner Leute, mit den Karabinern bewaffnet, hinter eine Erhöhung aufstellen, war eins.

„Donnerwetter, das ist doch mein alter Freund Krähdorff!“ murmelte er, durch das Glas sehend, vor sich hin.

Als die feindliche Patrouille auf etwa 500 Schritt herangekommen war und Halt machte, riß der Führer der Ulanenpatrouille eine Seite aus seinem Block heraus, in dem die Meldefarten festgeheftet waren, und schrieb darauf:

„Die Fährre ist im Besitz der Ulanenpatrouille gez. v. N. u. f. w.“

Einer seiner Leute eilte damit zu dem Wächter der Uebersehmachine und übergab sie ihm mit der Weisung, daß er keinen Feind dieselbe betreten lassen solle.

Die feindlichen Dragoner kamen inzwischen näher. Der Schuß hatte sie vorsichtig gemacht und so schlich Leutnant v. Krähdorff, gefolgt von vier seiner Getreuen, unter dem Schutze einiger Weiden heran.

Bald entspann sich ein Hin- und Herbalken, das aber auch sein Ende erreichte.

Hinter einem Erdaufwurf hatten die Dragoner sich und ihre Pferde geduckt aufgestellt und warfen lüsterne Blide auf die in feindlichem Besitz befindliche Fährre.

Tiefer Friede lag bald über der Landschaft, und nur ab und zu sprang ein Schuß, an den Bergen, Häusern und Ufern sich brechend, hinüber oder herüber.

Da erschien plötzlich ein Gefährt, ein Mistwagen, „ein richtiger, ganz gemeiner Wald- und Wiesenmistwagen“, wie der Gefreite Heinze salbungsvoll hinzusetzte.

Da nun Frieden war, so mußte man den um Ueberfahrt bittenden Bauern natürlich übersehen.

Die Vorbereitungen wurden getroffen, und Leutnant v. Norrmann schärfte seinen auf der Fährre liegenden Ulanen ein, ja seinen Zettel vorzuzeigen, falls ein Dragoner die Fährre betreten sollte. Das war alles richtig und gut, da es Frieden war, so konnte der Ulanenoffizier nichts anderes tun, weil ihm nicht das Recht zustand, den Gebrauch eines öffentlichen Fahrzeuges einem friedlichen Aderbürger zu verbieten.

Einige geheimnisvolle Worte raunte der junge Offizier noch dem Führer zu, worauf ein eifriges Kopfnicken mit einem wohlwollenden Grinsen seines breiten Gesichtes zeigte, daß er einverstanden sei.

Die Fährre mit dem herrlich duftenden Aderfahrzeuge darauf schwamm bald auf dem Fluß.

Das Parfüm störte aber unseren treuen Wächter mit seinem Zettel absolut nicht.

Der feindliche Dragonerposten lugte scharf nach der Landungsstelle aus, und kaum hatten die Hinterräder des Wagens die Brücke verlassen, so stürzte der junge Dragoneroffizier, gefolgt von drei seiner behelmten Krieger, auf unseren braven Ulanen los, der instinktiv sich auf das andere Ende der Fährre zurückzog.

Unter ohrenzerreißendem Hurrahgebrüll stürmten die vier auf die Fährre und nahmen trotz dem heftigen Feuer der Ulanen und dem seinen Zettel vorzeigenden Hütten-Besitz von der Maschine.

„Gott sei Dank, jetzt erst haben wir unseren Auftrag ausgeführt. Nehmt den Ulanen gefangen,“ sagte Leutnant v. Krähdorff, hoheitsvoll seinen Gefangenen musternd, hinzu.

„Uebrigens ein verteuft unangenehmer Geruch hier auf dem Apparat,“ sekte er, sein Monocle einklemmend, unter Nasenrumpfen hinzu.

Als sich eben zwei Dragoner auf ihr Opfer stürzen wollten, erschallte vom anderen Ufer her ein langgezogener Pfiff. In demselben Moment ließ der Führer die Verbindungskette mit dem Lande fallen und stieß, sich mächtig auf die krumm liegende Stange stützend, vom Ufer ab.

Alles das ging so schnell, daß die überraschten Dragoner nicht wußten, wie ihnen geschah.

Einer hatte noch die Geistesgegenwart, ergriff das lange Haltetau und wollte ans Ufer springen und die Fährre an den Boock befestigen; war nun der Abstoß des Führers so kräftig gewesen, oder hatte der Mann die Entfernung nicht genau genug taxiert, kurz klatschend schlug er in das Wasser, worauf ein wahres Freudegeheul von der Ulanenseite aus folgte.

„Aber sagen Sie mal bloß, Mensch, was fällt Ihnen denn ein,“ schrie der ganz verblüffte Dragoneroffizier den Führer an. Der blies nur große Dampfvolken aus seiner kurzen Toupseise in die Luft, zuckte mit den Achseln und sagte nichts.

Unser Ulan trat statt dessen in strammer Haltung auf den Offizier zu und wies ihm stumm den Zettel vor.

„Ach, machen Sie, daß Sie mit dem dämlichen Wisch zum Teufel kommen!“ schnarrte er den bösen Feind an.

„Führer machen Sie, daß Sie uns zurückbringen, aber mal ein bißchen fix, Männchen, sonst“ —

„Geht nicht, geht nicht, Herr Leutnant, muß jemanden holen, sehen Sie doch, wie dort einer winkt.“

Krähdorff drehte sich nachlässig um, fuhr aber entsetzt zusammen, als er eine stumme Reitergruppe mit weißen Binden um den Arm, das Zeichen der Schiedsrichter im Manöver, dort halten sah. Zu seinem geheimen Aerger war es noch der Stabsoffizier eines mit den Dragonern zusammen garnisonierenden Infanterie-Regimentes, dem er in einer seligen Stimmung neulich theoretisch nach einem Liebesmahle Reitunterricht erteilt hatte. Diese unaufgeforderte Belehrung hatte ihm, dem jüngsten, einen tüchtigen Rüssel seines Regimentskommandeurs eingetragen und gerade der Stabsoffizier muß ihn nun, den Leutnant v. Krähdorff von den Dragonern, in solch einer Situation antreffen und noch dazu als Schiedsrichter!

„Verdammt noch eins,“ sagte er halblaut und stampfte mit seinem in einem eleganten Lackstiefel stehenden Fuß sporenklirrend auf.

Endlich landete man.

„Aber Herr Leutnant, was wollen Sie denn hier? Ich danke freundlichst für eine Meldung, es ist zu aufmerksam von Ihnen,“ empfing ihn Oberstleutnant von Röhl.

„Ich hatte garnicht die Absicht, ich wollte nur die Fährre besetzen, ich wollte nur den Ulanen gefangen nehmen,“ stotterte etwas verlegen und mit rotem Kopf der junge Held.

„Ja, dann tut es mir leid, die Fährre ist durch die Ulanen vorschriftsmäßig besetzt worden. Sie müssen sich schon in das Unvermeidliche fügen und als außer Gefecht gesetzt den Rückweg in die Festung antreten. Dort bitte ich Sie, sich bei dem Gouverneur zu melden. Ich erinnere Sie auch bloß an Ihre neulich so fein ausgesponnene Theorie, kein Reiter darf sich von seinem Pferde trennen, sonst taugt er nichts.“

Mit den Worten gab er Ordre, daß die Fährre nur noch für Zivilisten zu benutzen sei. Der Ulan mit dem Zettel verblieb auch darin.

Dann grüßte er leicht und galoppierte mit seinen beiden Ordunanzoffizieren, einem Ulanenoffizier und einem Herrn von Krähdorffs Dragonerregiment davon.

„Na, da hast du dir ja eine nette Suppe eingebrodt,“ unterbrach Norrmann seinen Freund, der noch immer den Davonsprengenden zornfunkelnd nachschaute.

„Ach, laß mich zufrieden, das war einfach eine abgekartete Sache von dir!“

„Denk ja garnicht dran,“ gab Norrmann ruhig zurück.

„Na, wie kommt denn das, daß alles so merkwürdig zusammentraf, es klappte ja alles für dich, wie am Schnürchen!“

„Das war Zufall!“

„Jawohl, schöner Zufall, das ist schenßlich von dir, mich so zu blamieren!“

„Ich versichere dich, daß es nur ein Zufall war, daß Oberstleutnant v. Röhl hinzukam!“

„Ach Unsinn!“

„Gut, dann mache, was du willst; aber du weißt ja, die Fährre darf nur von „Zivilisten“ benutzt werden, also ich gehe jetzt ein wenig nach dem Mittagessen sehen, wenn du —“

„Geh nur,“ stampfte Krähdorff, „schon im Kadettenkorps hattest du stets solchen Duse!“

Norrmann beorderte nun seine Leute wieder in den Hof der Mühle und sandte dann einen Reiter mit einer Meldung an seinen Führer ab.

Bald brodelte ein Kessel mit Wasser über dem Feuer, und da man seit zwei Tagen schon auf Patrouille war und die Ulanen in der Zeit das Regiment, geschweige denn ihre Bagage, nicht wiedergesehen hatten, so kaufte Leut-

nant v. Norrmann Brot, Schinken, Haser und drei Hühner für seine Leute, sich und die Pferde.

Unterdessen war sich der kleine Dragoneroffizier endlich ganz klar über seine traurige Situation geworden und verstand jetzt den Doppelsinn des Spottes des davongerittenen Oberstleutnants v. Röhl.

Die Fährre durfte er nicht benutzen, wie sollte er und seine zwei Leute zurück zu ihren Pferden kommen?

„Was, sollte der Oberstleutnant mich, einen Kavalleristen, etwa zu Fuß mit meinen Leuten bis nach Meß laufen lassen? Zwölf Kilometer zu Fuß? Ach, das ist schändlich, das ist empörend, nein, alles, nur das nicht!“ monologisierte der kleine Herr weiter.

Langsam schlenderte er dann der Mühle zu, und trotz seines Aergers, konnte er sich kaum des Schmunzels bei den in Aussicht stehenden kuckulischen Genüssen enthalten.

„Komm man ran, Krähdorff, und stärke dich erst bei uns, ehe du deine lange Wanderung antrittst.“

„Ach, laß mich zufrieden!“

In dem Augenblicke kam ein Mann mit dem gelaufenen Fiebervieh aus einem Stalle. Lautes Gejacker begleitete sein Erscheinen.

Es dauerte nun noch einige Zeit, bis alles zubereitet war, während welcher sich die beiden Freunde, einige Zigaretten rauchend, alte Erinnerungen und lose Streiche aus ihrer Kadettenzeit erzählten und ins Gedächtnis zurückriefen.

Das gemeinsame, frugale Essen, dem auch der alte Müller beivohnte, der einige recht gute Flaschen seines eigenen Gewächses beisteuerte, brachte alle in eine ausgelassene Stimmung.

Bald erhob sich Krähdorff von seinem umgestülpten Stalleimer, auf dem er gesessen hatte und winkte dem alten Müller zu, ihm zu folgen.

Beide verschwanden!

Der Posten in der Fährre wurde abgelöst, und der neu aufgestellte Mann erfüllte seine Instruktion.

Auch die beiden Dragoner folgten unbemerkt ihrem Offizier.

Währenddessen knallten die Schüsse herüber vom Fort Mosenleben und zeigten an, daß der Artilleriekampf seinen Anfang genommen hatte, da jagte ein einzelner Mann heran und brachte die Meldung, daß in etwa einer halben Stunde der Pionier-Brückentrain eintreffen sollte, um einem nachfolgenden Detachement den Uebergang herzustellen.

Eine starke Mannenpatrouille folgte bald und mußte mit der Fährre übergesetzt werden, aber Krähdorff mit seinen Leuten war und blieb mit dem Müller verschwunden! —

Pfötzlich kam einer der Mannen von der vorher übergesetzten Patrouille mit der Meldung zurück, daß zwei feindliche Bataillone und eine halbe Eskadron im Anmarsch seien, sie müßten in etwa 10 Minuten das jenseitige Ufer an der Landungsstelle der Fährre erreicht haben.

Da traten dem Mannenoffizier plötzlich drei Leute in den bekannten lothringischen Blusen mit einer Müllermütze entgegen und bitteten um Ueberfahrt.

Diese durfte den „Zivilisten“, die mit Handkoffern und Mehlsäcken beladen waren, nicht verweigert werden.

Also, Fährmann, los fürs Geld!

Schnell drückte der Mannenoffizier dem einen Blusenmanne unter listigem Augenblinzeln die Hand und kaum, daß die Leute auf der Fährre sind, stoßen alle mit vereinten Kräften ab.

„Eigentümlich“, bemerkte der eben angelkommene Hauptmann der Pioniere, „die Bauern tragen ja alle lange Reitstiefel und Sporen!“

„So?“ schmunzelte Norrmann, „das geht mich nichts an, ich habe nur den gemessenen Befehl, keinen feindlichen Soldaten hinüberzulassen,“ und damit drehte er sich um und befahl seinen Leuten, alles zum eventuellen, sofortigen Abreiten bereit zu machen.

Drüben am anderen Ufer erschienen plötzlich zwei feindliche Dragoneroffiziere, denen eine halbe Eskadron folgte.

Der eine der Herren war ein Stabsoffizier, der andere sein Adjutant.

„Was sind denn das für Kerle?“ schrie der Oberst die eben angekommenen Müllerburschen an, „ist das nicht unser Leutnant v. Krähdorff?“

„Ja, zum Donnerwetter, was ist denn das für ein Fastnachtsaufzug, Leutnant v. Krähdorff? Wo bleibt denn in drei Teufels Namen Ihre Meldung? Man kann sich nicht einmal auf seine eigenen Offiziere verlassen!“

„Ich melde ganz gehorsamst,“ trat der immer noch als Müllergefesse verkleidete Offizier an seinen Kommandeur heran, „daß ich direkt aus dem feindlichen Lager komme und daß erst vor einer Viertelstunde dort die Meldung eingetroffen ist, daß ein Bataillon und eine Batterie hier übersehen sollen. Der feindliche Pionier-Brückentrain trifft in wenigen Minuten ein!“

„So, na dann aber runter mit dem Bauernfrack, sitzen Sie auf und beordern das im Anmarsch befindliche Bataillon hierher, es sei größte Eile geboten!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ und fort sauste der Offizier. Die Pioniere waren eben mit dem Abladen der Pontons beschäftigt, als ihnen ein raselndes Schnellfeuer vom anderen Ufer her ihr Handwerk legte.

Nach einer halben Stunde hatte das Gefecht ausgetobt, und bald vereinigten sich die bisher feindlichen Detachements.

Der Oberschiedsrichter hob den Befehl des Oberstleutnants v. Röhl, betreffs der Meldung des Leutnants v. Krähdorff in Meß, auf, und am Abend bivadierten friedlich die beiden Detachements zu einem vereint nebeneinander.

Beim obligaten Biwadsprung stießen die beiden Freunde kräftig an.

„Prost Müllerbursch!“ rief Norrmann.

„Prost altes Haus, du bist doch ein anständiger Kerl, wie du uns so ruhig hast in Zivil ziehen lassen!“ —

„Sawohl, Kameradschaft ist das festeste Band in der Armee!“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Festredner.

Der Fuhrherr Meierling ist von dem Bureauvorsteher St. verklagt worden. St. fühlte sich öffentlich beleidigt. So beleidigt, daß er dem Fuhrherrn sogar eine Forderung auf den Hals geschickt hatte.

Richter: Also, Beklagter, warum haben Sie denn den Bureauvorsteher beleidigt?

Bekl.: Zott, et is ja Blaad, die ganze Sache is ja mit een Wort belämmert. Wenn't Gener jut jemeent hat mit den Mann, denn war id et. Wie kam id ieverhaupt zu, den Menschen inzuloben, wenn bei mir Jeshellschaft war? Ja, wie kam id zu? Id kannte ja den Menschen kaum. Er wohnt hinten us'n Hof in mein Haus, man Stube un Kiche, aber id dachte eben, et is wol ken ungebildeter Mensch nich, un dat mit sein Jeshalt wollen bisken binne is, un bei mir't nich druf ankommt, mal us'n Duzend Anstern un een Bülleken mehr, da dachte id, er kann mir —

Richter: Nun schön, Sie haben den Herren zur Gesellschaft eingeladen. Und auf dieser Gesellschaft beleidigten Sie ihn?

Bekl.: Na, wenn der keen Spak versteht, mußte id doch Ernst machen. Denken Se, Herr Gerichtshof, wir hatten de Suppe noch nich runterjesoffelt, klopp't er ooch schon an't Glas un redt 'ne Rebe, na mindestens so zehn Minuten lang, et war jählich, aber id war zu anständig, ihn nich quatschen zu lassen. Er lieh mir un meine Frau hochleben. Kaum war'n de Forellen us'n Dsch, denken Se sich, Herr Gerichtsrath, de Forellen. Ja nu, bei blauen Jebirchsforellen hält doch jeder andächtig bet Maul, bloß zu't Bräpeln macht ert doch uf. Ree, mein Gast auhen Hof fängt wieder an zu dibbern un läßt jejen acht Minuten de Damens hoch leben. Wille Jehenliebe hatte er ja nich jesunden bloß zwee oder drei von de jungen Leiteham „hoch“ jebrellt, die Andern ham sich bei den Forellenjenuß nich weiter stören lassen. Nu kam Rehrüden uf de Tasse. Id sage Jhn, Herr Gerichtshof, er zerjing, er zerfloß man so uf de Zunge. Steht der Mensch wieder uf, un redt un redt. Da sagte id nu zu'n mitten in sein Quatsch 'rin: „Mensch, könn' Se denn Ihre Schnauze jar nich halten? Essen Se, aber reden Se nich!“ Aber nee, er hielt mir bloß mit'n wiethenden Blicke an un sabbert un sabbert immer feste weiter un nach je sechs Minuten läßt er meine Schwiejemutter hoch leben. Saven Sie Wörter, Herr Gerichtshof? Meine Schwiejemutter war bet noch nie passirt, na, se war ooch de eenzige, die mit „hoch“ jeshrien hat. Bei't Eis fängt doch dieser Mensch nochmal an. Da hielt id et nich länger aus, id stand uf, jing zu'n ran un hielt ihm det Quatsch-Orjan feste zu, bet er bloß noch so de Worte rausknettschen

konnte. Dabei saachte id ganz freindlit: „Mensch“, saachte id, „Sie sin doch zu varücht, so'n dower Luder wie Jhn' hä't noch nie jesehn. Wenn Se schonst mal wat Anständijet zu schnabulren ha'm, präpeln Se nich, sondern quasseln. Wenn Se noch een' Ton reden, schmeiß id Jhn' raus!“ Na, wie Jemand dazieher beleidigt sein kann, dat seht iever mein Berstehsie. Er aber steht uf, meente, er würde mir zeijen, wat 'ne Harke is un raus war er. Dann sollte id zu'n Schiedsmann komm', id bin aber nich hinjejangen.

Es kommt eine Einigung zu Stande. Herr Meierling erklärt öffentlich, den Herrn St. nicht haben beleidigen zu wollen und will freiwillig 10 M. für die Armen geben.

Bell.: Nu wird er mir wol dajeben ha'm. Wenn schon, eingeladen wird er nich mehr, sonst hält er womöglich 'ne Rede uf mir als Wohltäter, un det liebe id nich.



Immer derjenige, welcher.

(Wie die „Uebergriffe“ geführt werden.)

Ein sitzsam Mädchen arretiert, —

Dem Arzt gewaltsam vorgeführt, —

Gekränkt in ihrer Ehr', — —

Verurtheilt:

ein Redakteur.

Ein Zeuge, der zu spät erwacht,
Gefesselt über'n Markt gebracht,
Im dichtesten Verlehere, — —

Verurtheilt:

zwei Redakteure.

Ein armer Teufel blau und braun

Im Polizeirevier verhan'n, — —

Das Resultat, man höre: — —

Verurtheilt:

drei Redakteure.

Unter Rechtsanwältin.

„Was ist Ihre Meinung über Marlome?“

„Meine geschäftliche oder meine persönliche Ansicht?“

„Na, Ihre geschäftliche.“

„Er ist ein Esel.“

„Und Ihre persönliche Ansicht?“

„Er ist noch einmal ein Esel.“

„Und der Unterschied?“

„Die erste Auskunft kostet eine Mark!“

Aus der Schmiere.

Direktor: „Am Schlusse Ihrer Rolle werden Sie einige Stufen hinabgestoßen. Werden Sie das machen können?“

Schauspieler: „Spaz das, wenn man zehn Jahre als Weinreisender gearbeitet hat.“

Erklärt.

Arzt (beim Barbier): „Seit wann trägt Ihr Gehilfe denn eine Brille?“

Barbier: „Ja, wissen's Herr Doktor, der rasiert immer die Herren vom Kadettcorps, und da hat er sich die Augen so verbissen!“

Rücksichtsvoll.

„Also Deine Angebetete hat auf Dein Ständchen wieder mit einem Wassergruß geantwortet? Na, ich danke — bei der Kälte.“

„O, sie hatte das Wasser angewärmt.“

Aha!

Freund A.: „Du hast also die kleine Wittwe geheirathet. Macht sie denn noch immer so gern und zeigt dabei ihre Zähne?“

Freund B.: „Um — lachen thut sie nimmer so viel, aber die Zähne zeigt sie mir öfter.“

Das Signalement.

„Da bin ich zusammengefahren im Rupee mit 'm Herren, er sagt, Sie kennen ihn. Er heißt Löw.“

„Löw heißt er? Ich glaub', ich kenn' kein' Herrn mit Namen Löw. Wie sieht er denn aus?“

„Auf dem rechten Bein lahmt er, und auf dem linken Aug' is er blind.“

„Was für Haare hat er?“

„Gar keine Haare hat er. Und Zähn' auch nisch. Bloß e paar große Wargen hat er und e halbe Nas' is weg.“

„Ach, seht weiß ich — Sie meinen den schönen Löw, — den kenn ich!“

Aus den „Tits-Bits“.

„Was ist aus Miß Blunt geworden, die in Eurer Gesellschaft immer so beliebt war?“

„Ihr Vater hat vor einigen Wochen Konkurs gemacht, und ihre ganze Habe ist öffentlich versteigert worden.“

„Armes Geschöpf!“

„Und nun müssen sie in einem kleinen Hause in der Vorstadt wohnen!“

„Welche Veränderung! Wie muß sie das fühlen!“

„Ja, sie hat sich so sehr verändert, daß selbst ihre besten Freundinnen sie nicht wieder erkennen würden. Ich traf sie heute auf der Straße und erkannte sie wirklich nicht. Armes Geschöpf!“

*

Kunde: „Weshalb kauft das alte Fräulein Aurora Peabody nicht mehr bei Ihnen?“

Krämer: „Einer meiner jungen Leute scheint sie beleidigt zu haben.“

Kunde: „Auf welche Weise denn?“

Krämer: „Sie hörte, wie er zu jemanden sagte, sie sei unsere älteste Kundin!“

*

Mrs. Jackson: „Das Lesen ist bei meinem Manne zur Leidenschaft geworden.“

Wid. Warner: „Von meinem Manne kann ich dasselbe behaupten, sobald er die Rechnungen meiner Schneiderinnen liest.“

*

„Obwohl ich die Arbeit hasse“, sagte nachdenklich der faule Jim, „gibt es doch eine Arbeit, die ich bereitwilligst übernehme.“

„Und das wäre?“ fragte Charley.

„Das Ausräumen von Meerschampfeisen.“

Weiteres aus dem Gerichtssaal.

Im Wiener „Extrablatt“ veröffentlicht Eduard Seidel soeben die zehnte Folge seiner heiteren Aufzeichnungen aus Wiener Gerichtssälen. Nachstehende Dialogstellen seien daraus wiedergegeben:

Richter: Ist der Zeuge Meier heute wieder nicht erschienen?

Amtsdiener: „Nein.“

Richter: „Wenn er das nächste Mal wieder nicht erschienen ist, so führen Sie ihn sofort in den Arrest ab.“

*

Richter: „Angeklagter, Sie sollen gestern ein junges Mädchen auf der Straße geohrfeigt haben. Wie kommen Sie dazu?“

Angeklagter: „Ich bin doch ihr Geliebter!“

Richter: Ohrfeigen sind doch keine Zärtlichkeiten.“

Angeklagter: „Sie war von mir weggegangen. Jetzt ist sie wieder bei mir.“

Richter: „Sie haben ihr ja einen Zahn ausgeschlagen.“

Angeklagter: „Es war nur ein falscher.“

*

Richter: „Sie sind angeklagt, diesen Mann hier ohne Veranlassung mißhandelt zu haben. Wie kamen Sie dazu, einen ganz harmlosen Menschen, der Sie noch nie im geringsten beleidigt hat, so zu schlagen?“

Angeklagter: „Ja, Herr Richter, es war halt grad' Kirchweih und es war kein anderer bei der Hand.“

Vexierbild,



Wo ist die Mama?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Vommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schaefer, Wiesbaden.



Nr. 42.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 19. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Derehl.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Märchen weinte stärker und verlangte dringend nach Thella. Dem Vater that das Herz weh, er konnte die Sehnsucht des Kindes nicht länger ansehen. Er klingelte und sagte kurz zu dem eintretenden Mädchen: „Bringen Sie das Kind zu Bett, es ist müde.“

Das Mädchen gehorchte mit einem verwunderten Blick. So lange das Fräulein im Hause weilte, war es stets deren Amt gewesen, die Kleine zur Ruhe zu bringen, und das Kind rief immerfort weinend nach der Tante.

Nun war Herr von Grünow allein. Er ging im Zimmer auf und ab. Daß bedrohte ihn von der Seite, wo er so sehnsüchtig auf Liebe gehofft! Wie er so nachdachte, schlich sich ganz leise ein schwacher Hoffnungsschimmer in sein Herz. Eine Nacht war ja Thella noch im Hause. Vielleicht besann sie sich noch, vielleicht war sie morgen seinen liebevollen Vorstellungen zugänglicher. Er wollte auf jeden Fall den Versuch machen, sie umzustimmen. Sie mußte sich überzeugen, daß er so schuldig nicht war, wie sie ihn ansah.

Thella war in ihr Zimmer gegangen und packte ihre Sachen. Nur der eine brennende Gedanke erfüllte sie: Er, den Du hoch gehalten vor allen, er ist schlechter als alle anderen. Gerade er bereite Dir einst durch seine Falschheit den größten Schmerz Deines Lebens. Sie presste in leidenschaftlichem Schmerz beide Hände zusammen. Die tiefe, starke Liebe für ihn rang mit dem gewaltigen Jorn, den sie empfand gegen den „Mörder ihrer Schwester“, wie sie den Mann von Anfang an genannt hatte, ohne ihn zu kennen. Aber ihr Herz brach nicht. Es war ein kurzer Kampf. Das Herz schrie auf in seiner Noth, aber der Stolz siegte, und mit kräftiger Hand riß der trohige Sinn die tiefgewurzelte Liebe aus dem zuckenden Herzen.

Ein Lächeln umspielte ihre festgeschlossenen Lippen, wie ein fahler Gewitterchein den harten Fels umleuchtet. „Er war es nicht werth“, sagte sie vor sich hin, und die Stimme klang genau so, wie wenn sie früher dem Doktor Kresting eine spöttische Abfertigung zukommen ließ. Dann stieg der häßliche Gedanke in ihr auf: „Ob er es mit mir wohl ebenso gemacht haben würde, wie mit Märchen, wenn er sich überzeugt hätte, daß ich ihn liebte? Es wäre sicher ein Triumph für diesen Mann gewesen, uns beide Schwestern unglücklich zu machen.“ Sie lächelte wieder und packte eifrig ein.

Thella war am andern Morgen in der Frühe reisefertig. Sie kühlte ihre brennenden, überwachten Augen und wartete voll Ungebuld auf den Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte. Nur fort! Das war ihr einziger Gedanke. Sie ging hinunter, um den Kutscher zur Eile anzutreiben. Als sie die Vorhalle betrat, öffnete sich die Thür, die von derselben zu Herrn von Grünows Arbeitszimmer führte, und der Mann, den sie geliebt hatte, und den sie nun haßte, stand vor ihr, bleich und überwacht, wie sie selbst. Er sah Thellas Reise-toilette, und ein schmerzlicher Zug überflog sein Gesicht. Sie begrüßte ihn mit einer stummen, formellen Verneigung und wollte vorüber. Er aber sagte in einem Tone, der fast wie ein Befehl klang: „Ich bitte, hier

einzutreten, mein Fräulein. Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen.“

Thella fühlte sich ohne Widerspruch. Sie hatte es erwartet, daß er sie nicht ohne Unterredung gehen lassen würde. Er bot ihr einen Sessel, den sie jedoch zurückwies. Sie blieb ihm gegenüber an seinem Arbeitstische stehen. Ihre hellen Augen erschienen in dem bleichen Gesicht fast gelb, und das Funkeln der sonst so freundlichen Sterne hatte einen häßlichen Ausdruck. Herr von Grünow bemerkte erschüttert die Veränderung in den stolzen Zügen. War das noch dasselbe Mädchen, das liebevoll die ganze, lange Zeit hindurch sein tränkliches Kind gepflegt, das seine Liebe verstanden und sie erwidert hatte? Wie tief mußte die Wunde sein, die sie im Herzen barg, daß davon ihr ganzes Wesen in wenigen Stunden so sehr verwandelt wurde! Sie stand vor ihm, wie ein geschmeidiges Raubthier, auf jeden Angriff gefaßt zu jeder Abwehr bereit, und er ließ die Hoffnung sinken, die er noch auf diese Unterredung gesetzt hatte.

Ernst begann er: „Ich kann Sie nicht zurückhalten, wenn Sie gehen wollen. Aber ich möchte Sie vor jeder Uebereilung bewahren. Wohin gedenken Sie sich zu wenden, wenn Sie mein Haus verlassen?“

Es lag etwas in seinem Tone, was sie zur Antwort zwang. „Vorläufig nach Berlin“, entgegnete sie kurz. „Ich will mich an ein Bureau wenden, das Stellen nachweist. Die Welt ist groß genug —“ sie stockte.

„Um mir für immer aus dem Wege zu gehen, wollen Sie sagen“, ergänzte er nicht ohne Bitterkeit. „Ist es aber nöthig, daß Sie mir nun so plötzlich fortlaufen?“ Ein ganz leises Lächeln umzog seine Lippen; er baute auf ihre Liebe für ihn und wollte sie an diese erinnern, aber er hatte sich geirrt.

Wenn Sie meinen Entschluß mit dem Ausdruck „fortlaufen“ bezeichnen, so kann ich Sie nicht hindern“, entgegnete sie. „Ich werde mich nicht bemühen, Ihre Reden zu corrigiren. Ich möchte bitten, sich kurz zu fassen, meine Zeit ist in Anspruch genommen.“

Das Lächeln verschwand von seinen Lippen. „Sei es denn“, sagte er. „Ich muß mich mit Ihnen abzufinden versuchen und die schmerzliche Angelegenheit berühren. Sie halten mich für den Mörder Ihrer Schwester; ich las es in Ihrem Blick, der gestern Abend über mich hinstreifte und mich tiefer verletzte, als es Worte je hätten thun können. Und wenn Sie sich jetzt auch in Haß und Groll gegen mich hineinreden, ich bin nimmermehr so schuldig, wie Sie mich ansehen. Ich hatte Ihre Schwester, das sanfte, freundliche Kind, gern, und habe dies unverholen gezeigt; das war meine ganze Schuld. Aber ich hielt sie für ein Kind, und an eine tiefe Neigung eines Kindes für einen ältern, ernsten Mann konnte ich nicht glauben, und ich habe nicht daran geglaubt, bei meinem Ehrenwort! Thella, ich erfuhr von dieser Neigung erst, als ich mich verlobt hatte. Sollte ich nun mein Wort zurückzunehmen?“

„Nein“, erwiderte Thella entschieden, „das konnten Sie nicht.“

„Das konnte ich nicht; ich wußte, daß Sie so denken würden. Außerdem wäre Ihre Schwester doch gestorben. Ich erinnere mich sehr wohl der Worte Ihres Herrn Onkels, als Märchen eben angekommen war und ich sie noch nicht gesehen hatte: „Wir haben jetzt eine junge Nichte bei uns, ein liebes, freundliches Kind; aber ich fürchte, wir werden sie nicht lange behalten, denn sie ist unverkennbar schwindsüchtig.“ Glauben Sie mir das, Thekla? Oder wollen Sie an Ihre Verwandten schreiben und sich nach der Wahrheit des Gesagten erkundigen?“

„Ich glaube Ihnen“, entgegnete sie ernst; „in der langen Zeit, die wir zusammen verlebten, habe ich nie eine Unwahrheit aus Ihrem Munde gehört.“

„Haben Sie Dank für jedes Wort. Worin denn aber liegt nun meine Schuld?“

„Das fragen Sie noch?“ rief Thekla empört. „Es ist wahr, meine Schwester war krank, aber der Arzt sagte wenn jede Aufregung vermieden würde, könnte das zarte Leben erhalten bleiben. Dieser furchtbaren seelischen Aufregung, die Sie über sie brachten, mußte sie unterliegen.“

„Aber ich war schuldlos an dieser Aufregung“, beharrte er.

Thekla zuckte die Achseln. „Unsere Auffassung darüber wird stets verschieden sein“, entgegnete sie kurz. „Im Uebrigen wäre unsere Unterredung nun wohl beendet.“

„Noch nicht ganz. Sie wollen mir nicht vergeben, Thekla? Soll auch das Kind darunter leiden? Die Kleine hat sich verartig an Sie angeschlossen, daß ich nicht weiß, was daraus werden soll, wenn Sie ganz fortgehen. Schon gestern weinte sie den ganzen Abend, weil Sie ihr fehlten. Wenn Sie meinethalben nicht mehr bleiben wollen, verlassen Sie das Kind nicht, ich werde Sie soviel wie möglich von meiner Gegenwart befreien, aber brechen Sie nicht dem armen Kinde das Herz!“

Ueber Theklas Gesicht flog ein dunkler Schatten. „Das Kind —“ sagte sie. „Ich habe schon viel an es gedacht, und das Scheiden von dem hilflosen Wesen wird mir bitter schwer. Doch das ist nicht anders. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Sie fassen unser Verhältniß falsch auf Herr von Grünow. Ihre Gegenwart ist mir nicht unangenehm, sondern unmöglich. Für uns beide ist kein Raum in einem Hause, und ich will lieber auf der Heide schlafen, als noch eine Nacht unter Ihrem Dache.“ Sie hatte erregt gesprochen, ihre Selbstbeherrschung begann zu wanken.

Er blickte auf die fein geschnittenen Züge, in denen der Borne zuckte, und er fühlte, daß er sein Leben daran setzen würde, dies Mädchen zu erringen. „O, Thekla“, sagte er leise, „wie wollen Sie diese Härte vor sich selbst rechtfertigen?“ Dann nahm er einen Brief von seinem Schreibtisch und reichte ihn der Dame. Es war der letzte Versuch, der ihm blieb. „Lesen Sie“, sagte er; „diesen Brief schrieb mir Ihre Schwester kurz vor ihrem Scheiden. Sie war versöhnlicher als Sie sind.“

Thekla nahm erstaunt das Blatt, sie erkannte sofort Märchens Handschrift. Es war nur ein kurzer Brief; die Kranke schrieb: „Sie bitten um meine Verzeihung, Herr von Grünow. Was soll ich Ihnen vergeben? Daß ich für Ernst nahm, was doch nur Spiel war? Ich täuschte mich, das wird im Leben nicht anders sein, es geht wohl allen Menschen so; und nur dadurch, daß ich dies Leben verlasse, nimmt meine Täuschung eine ernste Wendung, sonst hätte wohl niemand darauf geachtet. Aber die Nähe des Todes macht das Herz still, und die Wünsche schweigen. Ich weiß ja, daß in kurzer Zeit für mich Hoffnung und Enttäuschung, Lust und Leid vorüber sein werden. Ich wiederhole, ich habe Ihnen nichts zu vergeben und werde meine Bitten für Sie und Ihr Glück hinüber nehmen in die Ewigkeit — vor Gottes Thron. Und damit Sie sehen, daß meine scheidende Seele keinen Funken Groll gegen Sie hegt, richte ich zum Schluß noch eine Bitte an Sie. Sollte Ihnen einmal im Leben meine Schwester begegnen, o, seien Sie gut zu ihr! Sie ist, wie ich, ein armes Mädchen, an dem die fremden Menschen kalt und gleichgültig vorübergehen. Ich möchte ihr so gern noch einen Freund werben, und nicht wahr? diese Bitte einer Sterbenden werden Sie erfüllen? Leben Sie wohl, Herr von Grünow, Gott segne Sie und schenke Ihnen reiches Glück! Alara von Brandow.“ Thekla waren bei dem Lesen des Briefes die hellen Thränen in die Augen getreten. „Und ein solches Herz konnten Sie brechen!“ murmelte sie tief erschüttert. Dann aber richtete sie sich hoch auf. „Sie wußten also, wer ich war, als ich in Ihr Haus kam?“

„Ja“, entgegnete er ernst, „und ich dachte mir, als ich Ihre Meldung zu der Stellung in meinem Hause empfing, daß Sie mich für einen anderen Grünow halten mußten; es giebt ja so viele dieses Namens. Ich aber betrachtete es als eine Zügelung Gottes. Die Bitte, die Sie so früh Verklärte scheidend an

mich richtete, hat sich unauslöschlich in mein Herz gegraben; ich betrachtete diese Bitte als ein Vermächtniß der theuren Toten, und ich hielt es seitdem für meine heilige Pflicht, für Sie, die Einsame, zu sorgen.“

Die dunkle Röthe der Empörung stieg langsam der Dame in das stolze Gesicht. „Also Pflicht?“ sagte sie schneidend. „Mich dünkt, mein Herr, Sie haben den Brief meiner Schwester garnicht verstanden, sonst könnten Sie wissen, daß auch Märchen viel zu stolz war, um einem fremden Herrn in Bezug auf ihre Schwester eine Verpflichtung aufzuerlegen. Ich überhebe Sie fortan jeder Verpflichtung gegen mich und bedauere unendlich, daß die freie Wahl Ihrer Hausdame durch dieses Mißverständniß so beeinträchtigt wurde.“

Er starrte sie erschrocken an, der unglückselige Ausdruck „Verpflichtung“ hatte alles verdorben. Er sah in das zornbleiche Antlitz. „Wie können Sie so mißverstehen?“ fragte er traurig.

Sie lachte kurz auf. „Ich denke, wir beenden nun die Unterredung, sonst wird sie zur Scene. Kann ich nun fort, Herr von Grünow? Ich weiß zwar, daß Sie das Recht haben, mich bis zum 1. Oktober hinzuhalten, doch denke ich, daß sich Ihre vielerwähnte Verpflichtung gegen mich vor allen Dingen so weit erstrecken wird, daß Sie mich als Dame behandeln und mir gestatten, Ihr Haus unverzüglich zu verlassen.“

Sein Gesicht wurde bei diesen harten Worten immer fester. Der Borne stieg auch ihm auf die Stirn. Ohne zu antworten, öffnete er das Fenster und rief einem vorübergehenden Knecht zu, sofort anzuspinnen. Thekla zögerte noch einen Augenblick. Ihr Herz wand sich vor Qual, als sie bedachte, wie sie von dem Manne, den sie mehr liebte als ihr Leben, für immer scheiden wollte; aber bei ihrer tropigen Willenskraft war der Kampf bald vorüber. Sie machte ihm aus der Ferne eine stumme, aber ehrerbietige Verneigung, die er ebenso wortlos erwiderte; dann verließ sie das Zimmer. Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, schlug der starke Mann die Hände vor das Gesicht. Aber nur einen Augenblick; dann richtete er sich hoch auf. „Bist Du so stolz, ich bin es auch; wir wollen sehen, wer von uns beiden der Stärkere ist.“

Thekla trat in das Kinderzimmer; Märchen streckte ihr mit einem Freudenruf beide Arme entgegen. Das Kind sah erschreckend bleich aus. Thekla nahm die Kleine auf den Arm und küßte sie mit warmer Zärtlichkeit. Nun ließen ihr aber doch die hellen Thränen über die Wangen. Es wurde ihr unsäglich schwer, von dem kleinen, schwachen Wesen zu scheiden. Mit heimlichem Selbstvorwurf betrachtete sie das kleine, blasser Gesicht mit den großen Augen. Sie hatte dem Kinde die Mutter ersetzt und es geliebt wie ihr eigenes; würde die Kleine ohne sie die Pflege finden, die sie bei ihrem schwachen Körper so nöthig hatte? Noch einmal schloß sie das Kind fest an ihr Herz, dann setzte sie es behutsam in sein Stübchen zurück und ging zur Thür.

„Kommst Du bald wieder?“ fragte Märchen ängstlich.

Thekla nickte mit einem Versuch zu lächeln; sie fand nicht den Muth, dem Kinde die Wahrheit zu sagen: „Ich komme nie wieder.“

Der Wagen war vorgefahren, und der Bediente lud Theklas Sachen auf. Herr von Grünow ließ sich nicht mehr sehen; doch sah er Theklas Abreise wohl; er stand in seinem Zimmer. Sie sah sich nicht mehr um, als der Wagen fortrollte. Sie hörte das Rauschen der See herübertönen, sie sah in der Ferne den Buchenwald, den schon der Frühling mit einem zarten, grünen Schimmer umzog, und sie gedachte der Stunde, wo sie unter jenen Buchen gehofft, das heimathlose Mädchen würde die Heimath finden. Ihre Fassung brach, sie weinte bitterlich, aber der Wagen rollte rasch weiter, und das Rauschen der Wogen verklang bald. Und weiter, immer weiter ging dann die Fahrt.

Der Eisenbahnzug näherte sich der Residenz. Immer deutlicher traten die Fabrikschornsteine in dem klaren Frühlingsabend hervor. Thekla sah schweigend in einer Ecke des Wagens, der ein rassendes Glied in dem ungeheuren Leibe der Eisenbahnstange ausmachte; sie dachte an Vergangenheit und Zukunft. Seit wenigen Jahren drei Stellen, und nun ohne jede Empfehlung wieder in die Welt hinaus! Würde es ihr noch einmal glücken, würde sie die vierte Stellung finden? Und doch hatte sie es noch nicht schlecht gehabt. Wie viele arme Mädchen, die sich ihr Brod als Gesellschafterinnen verdienen müssen, werden in den Häusern, in denen sie nach vieler Mühe Stellung finden, mit unfreundlicher Geringschätzung behandelt, so daß sie das erworbene Stückerl Brod mit Thränen essen. Den immer wieder aufsteigenden bitteren Gedanken an das verlorene Glück wies sie entschlossen von sich. Und wenn sie unwillkürlich aller

der Liebe gedachte, die der Mann ihres Herzens ihr gezeigt, und die sie so hoch beseligt hatte, so fragte sie sich wohl: „Warum mußte es so kommen? Was führte mich ein böser Stern in jenes Haus, daß ich den einzigen Mann, den ich auf der Welt hassen muß, lieben lernte?“ Dann wurden wohl ihre Augen feucht und ihr Herz begann zu klopfen; aber bald setzte sie diesen Gedanken ihr consequentes „ich will nicht“ entgegen, und ihr Gesicht nahm wieder den harten, spöttischen Ausdruck an.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Sebastian Bach.

Du, der Komponisten Stärke,
Noch hat keiner Dich erreicht,
Keiner lebet, der Dir gleicht.
Reich an Melodienpracht
Und der Töne Zaubermacht
Schufst Du Deine Götterwerke.

Wie des Stromes Riesentwellen
Fließen Deine Töne hin,
Wunderreich an Harmonien,
Und in Ueberfülle
Sprengen ihre Hülle
Uner schöpfflich tiefe Quellen.

Hast ein Erdenreich erworben;
Gleicht Dein Melodienklang
Doch dem höh'ren Sphärensang,
Und in Volleswort
Lebst Du ewig fort —
Nie bist Du der Welt gestorben.

Eppenhain i. L.

Johanna Gasser.



Eine gesunde Stadt.

Aus dem Tagebuche eines jungen Arztes.

(Nachdruck verboten.)

Plußberg, den 31. Dezember.

So jetzt wäre alles in Ordnung. Am Haustore prangt ein Schild; wenn ich beim Fenster stehe und hinaus schaue, sehe ich, wie die Leute stehen bleiben und die neue Erscheinung erstaunt anblicken. Die Nachtlöcher funktionieren überaus richtig und gut. Frau Wärtens, meine Wirtin, hat sie soeben probiert. Mein Zimmer ist sehr behaglich warm und hell, die Fenster gehen auf den Marktplatz, den ich ganz übersehen kann. Meine schönen Bücher stehen bereits im eleganten Regal, auf dem zierlichen Schreibtische liegen zwei Pakete Rezeptblankette aus feinstem Velin und mit der Aufschrift:

Ordnation

des

Doktors der gesamten Heilkunde

Karl Menzel.

Jetzt fehlen nur noch die Patienten. Das Städtchen ist schüngelegen, inmitten einer Berglandschaft. Die Häuser sind niedrig, machen aber mit ihren weißgetünchten Mauern den allerfreundlichsten Eindruck. Geduld, liebes Herz, da heißt's warten, warten.

— den 7. Januar.

... Als ich zur Kranken kam, lag sie bereits in den letzten Tagen. Sie war 87 Jahre alt, die alte Kemmer. Heute wurde sie begraben.

— den 12. Januar.

In diesem miserablen Nest geschieht nichts, was sich der Mühe lohnt, es aufzuzeichnen. Seit meine erste Patientin auf die unverantwortlichste Weise von der Welt aus diesem Leben scheiden mußte — pah, wozu mich daran erinnern? — Ach Gott, ein junger Arzt sollte die Selbstüberwindung besitzen und sich verleugnen, wenn ein Sterbender nach ihm verlangt.

Das ist ein guter Gedanke, den ich ausführen werde.

— denselben Tag, abends.

Ich fürchte, ich fürchte, in diesem Neste komme ich garnicht dazu.

Ohnehin sind die Leute hier nicht gewohnt, an einer Krankheit zu sterben, die sich so langsam entwickelt, daß man seine Freude daran haben könnte. Sie sterben alle plötzlich an Altersschwäche. Freilich war hier seit Menschengedenken kein Arzt ansässig.

Wäre ich doch in der Residenz geblieben! Wie ich nur auf den bunten Einfall kommen konnte, mich hier niederzulassen! Mein Freund Dr. Kerbler hatte einmal das Glück, aus dem Schnupfen einer russischen Fürstin Kubalow in vier Wochen eine wunderhübsche Lungenentzündung zu machen, dafür ist er jetzt einer der gesuchtesten Aerzte der Residenz. Und doch lag sein Hyrtl und sein Rokitsansky immerwährend im Verfaß. Er hat die Bücher bis heute noch nicht ausgelöst. In meiner Bibliothek dagegen fehlt kein einziges medizinisches Werk von Bedeutung. Das sieht doch nach etwas aus und dann bildet es einen reizenden Zimmerschmuck, den ich nur ungern entbehren möchte. Aber was nützt das alles.

Ich halte es nicht mehr aus in meiner überheizten Wohnung, welche ich den ganzen Tag nicht verließ, in der törichte Hoffnung, es könne am Ende doch das Unglaubliche geschehen.

Einigemal hat es allerdings an meine Stubentür geklopft, aber mein hastiges Aufspringen von dem schmerzlichen harten Sofa nützte wenig; es war nur Frau Wärtens, die mich mit ihren Fragen nach meinen Wünschen noch zu Tode quälen wird, oder ihr abscheuliches achtjähriges Söhnchen, das seinen Strubelpeterkopf zur Türe hineinstreckt und den präparierten Schädel auf meinem Schreibtische mit gar merkwürdigen Blicken anguckt. Dabei muß ich noch ruhig sein und mich in die Lektüre eines Buches zu vertiefen scheinen, welches, wie ich eben mit Entsetzen bemerkte, verkehrt vor mir liegt.

Heute erhielt ich von meinem Vater den zweiten Geldbrief. Wenn er nur nicht immer nach meiner Praxis früge; soviel Bartsgefühl kann ich doch von ihm verlangen.

— den 13. desselben Monats.

Noch immer kein Patient. Ich gehe zum „braunen Hirsch“ hinüber. Wenn jemand nach mir schiden sollte, meine Wirtin weiß, wo ich bin.

— den 14. desselben Monats.

Gestern war ich beim „braunen Hirsch“. Die Herren sahen mich mißtrauisch an und rückten ihre Sessel, als ich an dem Tische Platz nahm. Es wurde mir unheimlich und ich entfernte mich bald. Draußen hörte ich sie lachen. Ich blieb stehen und horchte.

Eine scharfe, gleichsam schneidende Stimme fragte: „Was ist dormalen das ungezogenste Ding in Plußberg?“

Eine Pause erfolgte.

„Die Nachtklingel des Dr. Menzel,“ lachte die scharfe Stimme.

Ich machte, daß ich fortkam.

Sie sehen alle so gesund, so rotwangig aus — ah, wozu daran denken?!

Vor einer Weile stand ich beim Fenster. Der Marktplatz, der eigentlich mehr einer breiten Straße gleicht, liegt voller Schnee. Zuweilen fährt ein holzbeladener Bauernschlitten vorüber oder ein knarrender Lastwagen. Fernher leuchten durch die reine Luft die sonnenbeschienenen Gipfel der Berge. Es ist ein stiller, ungemein klarer Wintertag. Das Blechdach des Kirchturmes glänzt weit hin und blendet die Augen. An der mir gegenüberliegenden Häuserreihe zieht sich ein säuberlich gesegter Bürgersteig hin. Ein schlantes Mädchen geht dort, ich kann ihr Gesicht deutlich sehen. Es ist hübsch und freundlich. Ein sehr zarter, feiner Teint. Unter dem Wintermützchen hervor lugt das glänzend schwarze Haar. Es schimmert bläulich. Sie blickt her und bemerkt mich. Unsere Augen begegnen sich. Sie senkt den Kopf und eilt rasch davon.

„Frau Wärtens,“ rufe ich.

Meine Wirtin kommt aus der Küche.

„Wer ging dort vorüber? Das Mädchen meine ich mit dem weißen Pelzjäckchen.“

„Ein weißes Pelzjäckchen? Das kann nur Zulchen Bos sein, die der Postmeisterjohn verehrt. Es hat sieben- undfünfzig Gulden gelostet. Ihr Onkel, wissen Sie, der in Amerika war —“

Und ich muß einen Schwall von Worten über mich

ergehen lassen, aus denen ich entnehme, daß Julie B. die Tochter des reichen Bäckermeisters Klaus B., eines der angesehensten Bürger von Flugberg ist.

Da? Mädchen muß ich kennen lernen. Julie B., das ist doch ein schöner Name!

— den 30. Januar, nachts 10 Uhr.

Zum erstenmal ist es mir wohl geworden in diesem Nest. — Im Wirtshaus zu sitzen, das schäumende Krügel vor sich . . . wahrlich, es steckt doch ein Stück Poesie darin. Die ernsthaften Spießbürger haben sich bereits an mich gewöhnt, sie trinken mit mir, als wäre ich seit Jahren einer der Ihrigen. Mit dem Kranksein allerdings, da haperts.

Uebrigens habe ich eine Entdeckung gemacht. Da wohnt mir gegenüber der Barbier, ein kleiner Mensch mit überaus spitzbübischen Augen. Der Mann hat eine ausgeübte ärztliche Praxis . . . Teufel, wenn er nur nicht acht lebende Kinder hätte.

Ich habe gelacht, gelacht und getrunken. Mein Kopf brummt, meine Augen brennen; ich weiß kaum, was ich niederschreibe. Warum ich nur fortwährend an Zulchen B. denken muß? Ich bin ihr schon dreimal begegnet. Warum sie doch immer so glühtrot werden mag? Auch mich erfaßt eine bange Verlegenheit, und ich habe den Mut nicht, sie zu grüßen.

Ihr Vater ist ein köstlicher Mensch. Groß, dick und breit. — Es ist ein unermessliches Behagen, das von ihm ausgeht. Dieses strahlende Gesicht, dieses feiste Doppelkinn, diese kleinen, lustig zwinkernden Augen! Diese tadellosen Finger, die sich beständig geschickt umeinander zu drehen wissen! Er spricht nicht viel, aber wenn er mit seiner tiefen Stimme einmal auslacht, dann beginnt sogar der spindeldürre Schullehrer, der sonst so dreinschaut, wie ein Mensch, der einen zweiten in eine Zitrone beißen sieht, vergnügt zu kichern.

Leider kommt Klaus B. gar selten zum „braunen Hirsch“. Er sagt, das Gehen falle ihm schwer. Es ist aber auch eine Last, die seine Füße zu tragen haben.

Ich habe gelacht, gelacht und getrunken! Noch bin ich mir dessen nicht bewußt, was mich veranlaßt hat, in dem Kreise der Spießbürger die tollsten Studentenlieder zu singen. Und alle sangen sie mit. Klaus B., der Bäckermeister, am lautesten und lustigsten. Nur der Herr Postmeistersohn sah bald mich, bald Klaus B. grimmig an. Sollte Zulchen B. —?

Zu allerletzt ließ ich den „Fürst von Thoren“ steigen. Ich stand mitten auf dem Tische und sang. Jubelnd wiederholte der Chor die lustigen Strophen. Nach mir mußte der Schulmeister auf den Tisch. Er kniete dabei zusammen wie ein Taschmesser und stand schließlich ein wenig gebückt da, sonst hätte er gewiß an die Decke gestoßen, so lang ist er. Klaus B. schüttelte sich in seinem Lehnstuhl vor Lachen und Behagen und während er mitschrie, ließen ihm die hellen Tränen über die breiten, schlechttrasierten Wangen. Am Ende wollte er selbst hinauf, und als er trotz unseres Abstens darauf bestand, hoben wir ihn unter Jubeln mit dem Sessel auf den Tisch, wo er sitzend sein Solo zum besten gab.

An meinem Arme ging er nach Hause. Er wollte ein wenig, sonst war er von einer übermütigen Heiterkeit. Unterwegs demonstrierte er mir, wie man mit den verschiedenen Vokalen lacht. Das klang durch die stillen Straßen!

An meiner Haustüre —

Wetter, meine Nachtklingel läutet. Ich öffne das Fenster.

„Wer ist da?“ rufe ich nicht wenig aufgeregt.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, kommen Sie schnell zu Klaus B.“

„Ich komme schon.“

Rasch werfe ich meinen Winterrock um und eile in den Hausschuhen zu meinem Freunde, nicht ohne vorher einige Rezeptblankette zu mir gesteckt zu haben.

— den 31. Januar früh.

Wie war es doch? Genau erinnere ich mich nur an einen lieben, sanften Händedruck.

Der köstliche Klaus B.! Als ich in sein Haus trat, strömte mir ein angenehmer, warmer Duft von frisch gebadenem Brode entgegen. In der großen Stube herrschte große Aufregung und Verwirrung. In der Mitte des Zimmers auf einem massiven Lehnstuhl saß Klaus B., ein nasses Handtuch um die Stirn gebunden. Er hielt

die Augen geschlossen und die Füße weit ausgestreckt. Neben ihm stand der Barbier, der eben im Begriffe war, Klaus B. einen Blutegel an die Schläfe zu setzen.

Eine kleine, runde Frau lief hastig hin und her. Es roch ein wenig nach Essig. Julie stand am Fenster und weinte.

Als der Barbier mich sah, warf er mir einen giftigen Blick zu und warf den bereitgehaltenen Igel in eine Karaffe, die mit Wasser angefüllt war.

„Er hat das Bewußtsein verloren“, brummte er verbrießlich und begann wieder an Klaus zu rütteln.

„Klaus, Klaus, was ist dir? Um Gotteswillen, was ist dir?“

Klaus B. öffnete mähjam die Augen und sang laut:

„Ich bin der Fürst von Thoren“

Der Fürst, der Fürst —

Ich sah, daß der arme Klaus B. am Schlaf gehindert wurde.

„Helfen Sie, Herr Doktor“, rief mir Frau B. zu. „Er hat den Rappel bekommen und phantasiert und singt in einemfort.“

Ich trat auf B. zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wer am meisten trinken kann, wird König.“

„Ich bin der Fürst —“

„Herr B.“, sagte ich ernst, „möchten Sie nicht zu Bett?“

„Möcht' im Keller liegen —“

„Ich bin der Fürst —“

sang er ganz fröhlich und begann wiederum mit allen Vokalen zu lachen.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, wenn's nur kein Typhus ist, wie der Vater sagt — was kann ihm nur fehlen, er war immer gesund.“

„Was ihm fehlt, Frau B.? Ein bißchen Schlaf.“

Und leiser fügte ich hinzu: „Er hat einen kleinen Kausch.“ Der Barbier lächelte höhnisch. Frau B. schien aber der Zusammenhang sehr einzuleuchten.

„Seit zwanzig Jahren der erste“, sagte sie halb lächelnd.

Unterdes war Klaus B. fest eingeschlafen.

Julie, die mich bis ans Haustor begleitete, fragte mich noch einmal, ob ihrem Vater wirklich nichts fehle. Ich beruhigte sie, und erbot mich sogar, ihr die Hand darauf zu geben.

Ich küßte den lieben, sanften Gegenbruch.

Dann sah ich noch, wie sie eine Weile beim Fenster stand und mir nachsah.

Klaus B., du mein erster Patient, ich liebe dich, du bist das köstlichste alte Haus, das ich je gesehen.

— den 14. Februar.

Es wird wohl das letzte Blatt meines Tagebuches werden. Ich habe glücklicherweise eine kleine Praxis. Man schreibt ja ohnedies nur, wenn man nichts Besseres zu tun hat. Und dann, ich lebte die Zeit her so glücklich, so glücklich. Wenn ich gerade kein Rezept schrieb, dann war es ein Gedicht. . . An Julie. . . Warum zittert meine Hand denn, wenn ich an sie denke?

Daheim bei mir wird man schon alles wissen, wir haben hier ein Telegraphenamt. Meine Mutter wird Julien auf die Stirn küssen. Meine gute, teure Mutter!

Wie es gekommen ist, weiß ich nicht. Sie ist so still, so sanft, so herzlich und schön. Und wir liebten uns schweigend, bis unsere Lippen sich fanden. Es war in der Dämmerstunde —

Klaus B. und sein wackeres Weib umarmten mich herzlich und nannten mich ihren Sohn.

„Was hat mir gefehlt, Karl“, rief er, „ein bißchen Schlaf? Du irrst! Es hat mir noch etwas gefehlt.“

„Nun?“

„Ein Schwiegersohn!“

Zulchen kam aus dem Erröten nicht heraus. Sie stand wie betäubt da.

„Magst du mich?“ fragte ich leise.

Sie nickte mit dem Kopf und wandte ihr Gesicht ab. Wie kam es nur, daß unsere Lippen sich dabei trafen?

Diebes Zulchen, Frau Märten's brummt schon den ganzen Tag, weil ich doch ausziehen muß. Sag, wo bauen wir unser Nest?

